

HOLMES ROLSTON

Können und sollen wir der Natur folgen?

Einleitung

»Die Natur weiß es am besten« ist nach Barry Commoner das dritte Gesetz der Ökologie, und die Gewichtigkeit dieser Aussage wird durch die Tatsache unterstrichen, dass sie den beiden ersten Gesetzen an die Seite gestellt wird, nämlich dass alles miteinander verbunden ist und dass nichts jemals zerstört, sondern alles nur wiederverwertet wird.¹ Aber dieses dritte Gesetz ist im Hinblick auf das, was die Natur tut, merkwürdigerweise normativ. Es beschreibt die Natur nicht nur, sondern bewertet sie und impliziert, dass wir ihr folgen sollten. Für Commoner dürfte ein solches Der-Natur-Folgen normalerweise eher von Klugheitsgründen als von moralischen Überlegungen bestimmt sein, aber für andere (wenn nicht sogar auch für ihn), haben die fundamentalsten Gebote der Natur auch eine ethische Bedeutung. So schreibt Radcliff Squires über Robinson Jeffers: »Den Menschen zu einem moralischen Selbst zu führen durch die weisen, ehrwürdigen Lehren der Natur: das war Jeffers' Lebenswerk.«²

Allerdings gibt es eine Reihe abweichender Stimmen. Wir haben zu lange die »Mutter Natur« als eine »mitfühlende, leistungsfähige, zweckmäßige und mächtige« betrachtet, beklagt Frederick E. Smith, ein Harvard-Professor für Ökologie und Ressourcen, eine solche Natur existiere nicht; die Natur treibe eher ziellos vor sich hin. »Das Nichtvorhandensein eines ›Ziels‹ im Weltsystem macht den Begriff einer Mutter Natur gefährlich. Letztendlich muss man sagen, dass niemand das Schiff steuert.«³ Das nimmt uns freilich davon aus, der Natur zu folgen – ganz im Gegenteil, es verpflichtet

Können und sollen wir der Natur folgen? 243

uns dazu, die Kontrolle über unser zielloses Ökosystem zu übernehmen. Und wenn dies auch für Smith eher eine Sache der Klugheit als der Moral ist, so hat doch ein älterer Harvard-Professor die moralische Indifferenz der Natur sehr deutlich betont: Einen seitdem bekannten Ausdruck prägend, rief uns William James zum »moralischen Äquivalent des Krieges« in unserem menschlichen Widerstand gegen die amoralische Natur auf:

Die sichtbare Natur ist Plastizität und Indifferenz – ein moralisches Multiversum [...] und nicht ein moralisches Universum. Einer solchen Metze schulden wir keine Treue; wir können mit ihr in ihrer Gesamtheit keine moralische Gemeinschaft bilden, und wir haben die Freiheit, wenn wir mit ihren verschiedenen Teilen zu tun haben, zu gehorchen oder zu zerstören; und wir brauchen keinem Gesetz zu folgen außer dem der Klugheit, um uns ihre besonderen Eigenschaften für unsere privaten Zwecke zunutze zu machen.⁴

Wer ein gutes philosophisches Gedächtnis hat, erkennt demnach, dass die Umweltdebatte an ein seit langem bestehendes Problem in der Ethik der Natur anknüpft und dass es zwei Lager gibt, in die sich die früheren Denker geteilt haben: diejenigen, für die das menschliche Verhalten wertmäßig und moralisch in einer wesentlichen Diskontinuität mit unserer Umwelt steht, und diejenigen, die gerade in diesem Punkt Kontinuität finden. John Stuart Mill vertritt die eine Auffassung: »Übereinstimmung mit der Natur hat mit Recht und Unrecht nicht das geringste zu tun.«⁵ Ralph Waldo Emerson vertritt die andere: »Recht ist Übereinstimmung mit den Naturgesetzen, soweit sie unserem menschlichen Geiste bekannt sind.«⁶ Manchmal gewinnen alte Debatten durch neue Einsichten und Entdeckungen eine neue Perspektive. Das erwachte ökologische Bewusstsein hat uns seit kurzem in die Lage versetzt, mehr zu

der Frage, »Können und sollen wir der Natur folgen?« zu sagen.

Ein Teil des Rätsels hängt mit unserem Gebrauch des großen Wortes *Natur* zusammen, und eine Analyse unserer Sprache ist in diesem Punkt unumgänglich. Aber auch das wird uns keine zureichende Antwort auf unsere Frage geben. Die Frage wird sich letztendlich auf unsere Sensibilität gegenüber Werten beziehen und darauf, wie weit sich diese in der Umwelt finden lassen. Wir werden versuchen, die Formulierung »der Natur folgen« zu entflechten und am Ende zwar nur bedingt gültige, aber doch entscheidend wichtige Bedeutungen zu finden, nach welchen wir der Natur folgen können und folgen sollten. Im Englischen ist *Nature* ein absolut unentbehrliches Wort, aber es gibt noch andere mit einer ähnlichen Fülle von Bedeutungen. In dieser Hinsicht verhält es sich mit »Natur« wie mit anderen monumentalen Begriffen, um die sich unser Leben dreht, so dass wir sie in der englischen Sprache entgegen der Regel mit Großbuchstaben schreiben – Freiheit, das Gute, das Richtige, Schönheit, Wahrheit, Gott, mein Vaterland, Demokratie, die Kirche – Worte, die nach einer ethischen Antwort verlangen; Worte, die wir nicht zusammen und auf einmal in einer logischen Perspektive fassen können, sondern denen wir uns stets nur stückweise nähern können, da wir immer nur vor dem persönlichen Hintergrund unserer entsprechenden Wahrnehmungserfahrung urteilen. Zuerst und vordergründig werden wir die Wendung »der Natur folgen« in einen logischen Fokus bringen. Später aber und in einer tieferen Dimension können wir den Leser nur dazu einladen, unsere moralischen Intuitionen zu teilen. In der *Ethik* bemerkte Aristoteles: »Das Urteil liegt in der Wahrnehmung.«⁷

Natur ist die Summe dessen, was existiert, und in diesem universalen Sinn ist der Begriff ziemlich schwer zu handhaben. Selbst in der Bedeutung »physikalisches Universum«, deren Wurzeln auf das griechische Wort *physis* zurückgehen, ist es sowohl zu allgemein als auch zu einfach. Wir ge-

langen zu der Bedeutung, die wir brauchen (die uns auch die Bedeutung von *physis* wieder in Erinnerung ruft), wenn wir auf unsere komplexe irdische Ökosphäre verweisen – eine Biosphäre, die auf den physikalischen Planetenbewegungen beruht. Natur ist im weitesten Sinn das, was den Naturgesetzen gehorcht, womit auch die astronomische Natur eingeschlossen ist. Wenn wir das Wort in dieser Weise gebrauchen, hebt es sich vom Bereich des Übernatürlichen ab, falls es solches gibt. Aber gewöhnlich beschränken wir das Wort auf eine eher globale als kosmische Bedeutung, da unser gängiger Gebrauch des Wortes »Natur« immer noch die Vorstellung eines Systems enthält, das Leben gebiert, ein Aspekt, der sich von der lateinischen Wurzel *natus* herleitet und schon im Begriff der *physis* präsent ist. Niemand zwingt uns, der physikochemischen Natur, der toten Natur, zu folgen. Was hier gemeint ist, ist ausnahmslos diese lebenswichtige evolutionäre oder ökologische Bewegung, die wir oft als *Nature* (im Englischen) großschreiben und gelegentlich als »Mutter Natur« personifizieren.

Auf dem gegenwärtigen Stand des menschlichen Wissens haben wir keine Möglichkeit, die kosmische Seltenheit oder Häufigkeit dieser Mutterschaft auf unserem Planeten zu schätzen. Vielleicht ist es regelmäßig dazu gekommen – immer dann, wenn die Natur die Gelegenheit fand, sich selbst zu organisieren. Wäre das so, würde uns dies eine Menge über die Tendenzen der Natur sagen. Es könnte aber auch sein, dass diese ganze Vitalität nichts weiter als ein Wirbel im allesverzehrenden Strom der Entropie ist. Obwohl es den Anschein hat, dass die Sterne als die erforderlichen Schmelzöfen dienen, in denen außer den allerleichtesten alle chemischen Elemente »geschmiedet« werden – Elemente, die für jedes Biosystem grundlegend sind –, wissen wir wenig über den Beitrag der astronomischen Natur zu unserem lokalen Ökosystem. Zwar ziehen wir aus unserem physikalischen und chemischen Wissen eine Menge Schlüsse hinsichtlich der Natur im allgemeinen, aber wir zögern, das-

selbe mit der Biologie zu tun, da wir nicht von nur einem einzigen bekannten Fall ausgehen möchten. Hinzu kommt, dass die astronomische Natur, wie immer tiefgründig und mysteriös sie sein mag, zu einfach zu sein scheint. Wir kennen die Natur in ihrer höchstentwickelten Organisationsform auf der Erde; also sprechen wir nur von jenem Gesicht der Natur, das unsere eigene blühende organische Lebensgemeinschaft hervorgebracht hat – der Öko-Natur.

Im Folgenden unterscheiden wir sieben Weisen, in denen wir der Natur folgen können: zuerst, aus allgemeiner Perspektive, in einem *absoluten*, einem *artefaktischen* und einem *relativen* Sinn; dann detaillierter in vier spezifischen Bedeutungen, einem *homöostatischen*, einem *imitativ-ethischen*, einem *axiologischen* und schließlich einem *erzieherischen* Sinn. Wir beantworten die grundsätzliche Frage, ob wir der Natur folgen können und sollen, für jede einzelne dieser Bedeutungen.

Der Natur folgen: der absolute Sinn

Alles, was sich selbst steuert oder in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen vollzieht, »folgt der Natur« in einem weiten, elementaren Sinn, und es wird manchmal gefragt, ob das menschliche Verhalten diesen Gesetzen folgt oder folgen sollte. Die menschliche Spezies ist erst kürzlich und doch so dramatisch und zerrüttend in die evolutionäre Natur gekommen, dass man fragen muss, ob Menschen eine Art von Missbildungen sind, die im wahrsten Sinn des Wortes jenseits der Gesetze stehen, die bisher die Naturereignisse regelten und ansonsten immer noch regeln würden. Ohne Zweifel haben unsere Körper größtenteils dieselbe biochemische Struktur wie alle anderen höheren Lebensformen. Aber unser bewusstes und vernünftiges Vermögen, unsere moralische und geistige Sensibilität scheinen nicht nach den gleichen Mechanismen zu funktionieren wie es die

der Kojoten und der Schimpansen so natürlich tun. Diese Fähigkeiten scheinen uns vom natürlichen Determinismus zu »befreien« – wir transzendieren die Natur und entkommen ihrem Zugriff.

Vielleicht trifft es zu, dass die Menschen in ihrem kulturellen Leben den Gesetzen der evolutionären Natur nicht völlig unterworfen sind. Aber es ist unmittelbar einsichtig, dass der Mensch in einem allgemeineren Sinne immer noch dem Wirken der Naturgesetze unterworfen ist, deren Rahmen er manchmal zu sprengen scheint. Wenn die Natur als die Summe aller physikalischen, chemischen und biologischen Prozesse definiert wird, dann gibt es keinen Grund, warum die menschlichen Handlungen nicht darin *eingeschlossen* sein sollten. Das menschliche Tier scheint allen Gesetzen der Natur, die wir bis jetzt formuliert haben, ebenso unterworfen zu sein wie alle anderen Tiere. Obwohl wir auf einer höheren Stufe der natürlichen Organisation leben als andere Tiere und obwohl wir als intelligente Wesen handeln, wie es vielleicht kein anderes Tier kann, scheint es doch kein Naturgesetz zu geben, das wir durch unseren biochemischen Aufbau oder durch unsere Psychologie verletzen. Es ist allerdings nicht ganz leicht, sich über die logischen Verknüpfungen – ganz zu schweigen von den psychosomatischen Verknüpfungen – zwischen Handeln und kausaler Einwirkung klar zu werden. Aber sofern wir als Handelnde auf die Welt einwirken, tun wir dies sicherlich eher durch die Nutzung als durch die Verletzung der Naturgesetze. Niemand hat jemals die Gesetze der Schwerkraft oder der Elektrizität, der Ernährung oder der Psychologie verletzt. Jedes menschliche Verhalten ist natürlich, weil die Naturgesetze notgedrungen in uns und an uns operieren. Wir können nicht anders als der Natur folgen, und die Empfehlung, im Sinn der fundamentalen Naturgesetze zu handeln, ist leer und überflüssig, auch wenn einige anspruchsvollere Fragen über die Rolle des menschlichen bewussten Handelns in der Natur damit weiterhin offen sind.

Der Natur folgen: der artefaktische Sinn

Trotz unseres notwendigen Gehorsams gegenüber den Naturgesetzen haben die Menschen aufgrund ihrer Fähigkeit zum Handeln einige Wahlmöglichkeiten. Fügen müssen wir uns, aber wir können uns manchmal aussuchen, wo und wann wir uns fügen. Es gibt etwas, das »bei uns liegt«. Wir verändern den Kurs der spontanen Natur. Dies zwingt uns zu einem zweiten Extrem – nämlich zu fragen, ob wir und worin der Natur in einem *artefaktischen* Sinn folgen können. Das Gefühl, dass bewusstes Handeln von dem Weg, den die Natur ansonsten gehen würde, abweicht, deutet die Möglichkeit an, dass alles Handeln unnatürlich ist. Hier wird die Natur als die Gesamtheit aller physikalischen, chemischen und biologischen Prozesse definiert, wobei die menschlichen Handlungen *ausgeschlossen* werden. Was wir gewöhnlich meinen, wenn wir vom natürlichen Lauf der Dinge sprechen, ist nicht so sehr als eine wissenschaftliche These über unsere Unterworfenheit unter die Naturgesetze zu verstehen, sondern vielmehr als Kontrastierung des Natürlichen mit dem Artifizialen, dem Artefaktischen. Die Natur funktioniert automatisch und innerhalb der aktiveren Lebewesen instinktiv; aber Menschen handeln planvoll, was etwas ganz anderes ist; und meist haben wir keine Schwierigkeiten, diese zwei Arten von Ereignissen zu unterscheiden. Eine Holzhütte, die wir bei einer Wanderung durch den Wald entdecken, ist nicht natürlich, aber Felsen, Bäume und der Fluss, die ihre Umgebung darstellen, sind es. Das Nest einer Grasmücke oder ein Biberschädel sind natürlich, während ein Schild, das den Weg zu einem See weist, oder ein verllorener Wanderschuh es nicht sind. Diese Dinge unterscheiden sich in ihrer Architektur. Die eine Art ist nur verursacht. Die andere ist aus bestimmten Gründen da.

So betrachtet, hat kein Mensch jemals bewusst gehandelt, außer um in den spontanen Lauf der Natur einzugreifen. Alle menschlichen Handlungen sind in diesem Sinne unna-

türlich, weil sie artefaktisch sind, und die Empfehlung, der Natur zu folgen, ist unmöglich. Wir könnten es nicht, auch wenn wir es versuchten, da bereits der vorsätzliche Versuch unnatürlich wäre.⁸

Jedes dieser Extreme – das absolute und das artefaktische – kann sich so überzeugend auf Teile unserer Verwendung des Wortes *Natur* berufen, dass viele Philosophen an diesen Bedeutungen hängen bleiben und nicht weiterkommen. Sogar Mill, dessen vielgerühmter Essay *Natur* mit diesen beiden als den einzigen Optionen beginnt, erörtert ausführlich die Frage, ob es möglich und wünschenswert wäre, der Natur zu folgen – eine Frage, die in Bezug auf die oben genannten Bedeutungen des Ausdrucks nicht auftauchen kann. Gibt es aber keine andere, dazwischen liegende und mehr oder weniger eindeutige Bedeutung, gemäß der wir der Natur folgen können?

Der Natur folgen: der relative Sinn

Es gibt einen relativen Sinn, nach welchem wir der Natur folgen können. Auch dann wenn wir bewusst und überlegt handeln, können wir mehr oder weniger im Einklang mit der Natur – so wie wir sie vorfinden, wenn wir dazukommen – verfahren oder uns ihr gegenüber rein rezeptiv verhalten. Der Mensch ist das Wesen mit Optionen, das, wenn es handelt, wählt, wie natürlich oder unnatürlich seine Handlungen sein sollen. Jede menschliche Handlung geschieht ungefähr analog zu den Bewegungen eines Segelschiffs, das, wenn es keinen Schiffsführer hätte, mit dem natürlichen Wind fahren würde. Aber der Schiffsführer kann die Segel so setzen, dass er quer zum Wind oder sogar hart am Wind segeln kann und doch die ganze Zeit den natürlichen Wind ausnutzt. Es gibt keine unnatürlichen Energien. Unser bewusstes Handeln vermag nur die Richtung dieser natürlichen Kräfte zu verschieben, und diesen Eingriff nennen wir unnatürlich. Aber

unsere Eingriffe sind in verschiedenster Weise störend, und nachdem wir ihnen diese Bedeutung, in der sie sowohl natürlich als auch unnatürlich sind, zugestanden haben, erkennen wir eine Skala, auf der einige dieser Eingriffe mehr und andere weniger natürlich sind.

Jedes Elternpaar, das sein Kind »plant«, handelt im artefaktischen Sinn unnatürlich. Aber Eheschließung, Zeugung und Aufzucht von Kindern vollziehen sich gemäß den Gesetzen der Natur. Inzwischen streiten wir darüber, wie natürlich oder künstlich Verhütungsmethoden wirklich sind. Einige Moralisten und Mediziner lehnen Methoden ab, die in natürliche Zyklen hineinpfeifen. Im Gegensatz zur natürlichen Liebe zwischen Mann und Frau ist homosexuelles Verhalten unnatürlich, »anormal«, was einer der Hauptgründe ist, warum viele es für verwerflich halten. Jede Geburt eines Kindes ist natürlich, jede medizinisch betreute Kindsgeburt ist unnatürlich, und inzwischen sprechen wir von der natürlichen Geburt im Gegensatz zur stärker medizinisch manipulierten Geburt.

Jede Landschaftsgestaltung ist künstlich. Andererseits verletzt keine Landschaftsgestaltung Naturgesetze. Eine Landschaftsgestaltung, die sich den natürlichen Gegebenheiten anpasst und die natürliche Flora verwendet oder Pflanzen, die mit ihr vereinbar sind, wird als natürlich empfunden; aber eine Landschaftsgestaltung, derentwegen ein halber Hügel abgetragen oder ein Gebäude oder künstliches Buschwerk in eine entstellte Landschaft gesetzt wird, ist unnatürlich. Jede Form der Landwirtschaft ist gegenüber der spontanen Natur unnatürlich, aber einige landwirtschaftliche Praktiken passen zu den Eigenschaften von Boden und Klima, während andere dies nicht tun. Süßgras (*bluegrass*) wächst gut in Kentucky und im Mittleren Westen, aber ein Farmer in den Südstaaten wäre dumm, es anzupflanzen. Und wer würde Baumwolle in Neuengland anbauen? Auf Millionen Hektar, die man auf jedem Kontinent finden kann, belasten unsere unnatürlichen landwirtschaftlichen

Verfahren die zerbrechlichen Halbwüsten-Ökosysteme und setzen das Schicksal von Millionen Menschen aufs Spiel. Die sehr stark manipulierende industrialisierte Landwirtschaft scheint immer unnatürlicher zu werden mit ihren Hybridsorten, den Herbiziden, Pestiziden, Monokulturen, Legebatterien für Hühner, Hormongaben bei Mastvieh und Rinderzuchtfarmen. Manche Seen sind natürlich, während andere vom Menschen geschaffen worden sind. Bei letzteren aber erscheint ein Teich mit einem einigermaßen befestigten Ufer, das die Ausbreitung natürlicher Flora erlaubt, natürlicher als ein durch Kanten baulich scharf abgegrenztes Wasserreservoir mit kargen Ufern, das ursprünglich ein natürlicher See war.

Jede Form von Kleidung ist unnatürlich, nur Nudisten gehen *au naturel*. Wir haben für gewöhnlich vergessen, ob Kleidungsstil und -farben irgendeine Verbindung zu unserer Umwelt haben, aber trotzdem bevorzugen wir gegebenenfalls den »natürlichen Look«. Das traditionelle Schottenmuster ist im wahrsten Sinn des Wortes der Landschaft entlehnt; »Erdtöne« sind in Mode. Die schillernden, grellen Farben der modernen Chemie sind unnatürlich. Manchmal bevorzugt Möbel mit »natürlichem Finish« gegenüber solchen, bei denen die Holzmaserung hinter DuPonts neuesten exotischen Farben versteckt wird. Wir haben in unseren natürlichen Gebieten kaum etwas gegen Fußwege für Wanderer einzuwenden. Wenn sich aber die Menschen motorisiert dorthin begeben und Autobahnen bauen, wird die Wildnis vernichtet. Sogar entlang der US-Bundesautobahnen verbieten wir Plakatwände, weil sie die Landschaft verschandeln.

Manchmal wird angenommen, dass mit zunehmender Veränderung und Korrektur der spontanen Natur der Grad der Unnatürlichkeit ungefähr der gleiche ist wie der Grad des Fortschritts – der erfolgreiche Wechsel von der Natur zur Kultur. Aber unsere ökologische Sichtweise hat uns zu fragen gelehrt, ob das moderne Leben nicht immer mehr in

einem Missverhältnis zu seiner Umwelt steht und die natürlichen Werte, die wir erhalten sollten, verloren gehen. Das Leben in einer Hochhauswohnung in einer Großstadt – von den Slums ganz zu schweigen – sowie der Arbeitstag in einer fensterlosen, vollklimatisierten Fabrik sind eine synthetische Form von Leben, voller Plastik, von den Zähnen bis zu den Zimmerpflanzen. Sie sind dem irdischen Element fremd, aus dem wir geschaffen sind. Wir haben den Bezug zur natürlichen Wirklichkeit verloren, das Leben ist künstlich geworden.

Der Natur in diesem relativen Sinn zu folgen, hat mit dem Ausmaß der Veränderungen in unserer Umwelt, mit unserem verständnisvollen Miteinbeziehen dieser Umwelt in unseren Lebensstil und mit unserer Nähe zur Natur zu tun. Aber ist es nicht natürlich für uns, kultiviert zu sein? Betrachten wir unsere Hände, jede mit vier geschickten Fingern und einem opponierfähigen Daumen. Ihre natürlichen Homologien gehen zurück bis zu den Primaten, ja sogar den Vögeln und Reptilien. Oder denken wir an unser Gehirn, das sich für die Sprache entwickelte, indem der Kiefer von seinen zupackenden Funktionen befreit wurde, oder unsere Augen, die sich rundum bewegen und unsere Hände in den Blick nehmen, welche es uns erlauben, handelnd in der Welt zu wirken. Was sagen wir, wenn wir diese natürliche Ausstattung bewusst einsetzen? Dass wir unnatürlich handeln? Sicherlich nicht unnatürlicher, als wenn wir unsere Augen und Ohren gebrauchen. Aber was können wir mit dem Gehirn und der Hand tun? Der Natur folgen? Eine Kultur aufbauen, die sich dieser entgegensetzt? Oder haben wir den Spielraum, beides zu tun?

Untersuchen wir nun vor dem Hintergrund dieser Fragen vier spezifische relative Bedeutungen, in denen wir der Natur folgen können.

Der Natur folgen: der homöostatische Sinn

Die ökologische Krise hat uns mit dem bekannt gemacht, was wir den homöostatischen Sinn des Prinzips »der Natur folgen« nennen können: »Du sollst die Stabilität des Ökosystems nicht zerstören.« In diesem Fall hängt das menschliche Wohlergehen und Überleben von der Bereitschaft ab, der Natur zu folgen, aber in einem so fundamentalen und elementaren Sinn, dass wir uns fragen müssen, ob es sich überhaupt um eine Frage der Moral handelt. Menschliches Handeln kann ein ganzes Spektrum dessen durchlaufen, was minimal bis maximal störend für die natürlichen Abläufe ist. In ihrem primitiven Stadium wirkte die menschliche Rasse nur lokal und relativ folgenlos auf ihre Umwelt, aber die technisierte Menschheit verfügt über Kräfte, die imstande sind, die Umwelt massiv zu verändern. Wir verwenden sie ungeschickt und fahrlässig, teilweise aus Ignoranz, teilweise aufgrund unkontrollierten und ungeplanten Wachstums der Gesellschaft, aber in großem Maße auch aufgrund unserer trotztigen Weigerung, an unserer Umwelt zu partizipieren, sie zu akzeptieren und uns in sie einzufügen. Als Umweltrebellens versuchen wir, die Natur auszu-beuten und werden zu missratenen Außenseitern. Daher ist unser modernes Handeln unnatürlich.

Die Ökologie macht uns auf diese unnatürlichen Handlungen aufmerksam. Natürliche Systeme verändern sich auf eine dynamische, manchmal auch dramatische Weise, aber ihnen ist auch die Unverwüstlichkeit und die Fähigkeit zur Regeneration eigen. Dennoch können diese Systeme bis zu dem Punkt getrieben werden, an dem sie kollabieren. Wenn eine Spezies zum Außenseiter wird, verschwindet sie gewöhnlich, während das System weiterbesteht. Die Menschheit aber könnte das System bis zum Zusammenbruch, zum Zugrundegehen bringen, fast alles mit sich reißen und so alles zerstörend. Diese Gefahr ist besonders deutlich im Fall der hundertfachen Interaktionen zwischen Boden, Wasser

und Atmosphäre. Welche Folgen haben Überschallflugzeuge und Sprühdosen für die Ozonschicht? Wohin verschwindet das DDT oder das Strontium 90? Was geschieht mit den Schadstoffen von Kohle- und Kernkraftwerken? Da, wo wir natürliche Chemikalien einsetzen, verschleudern wir sie in so unnatürlichen Mengen, dass Blei aus Benzin, Arsen aus Pestiziden, Quecksilber aus unseren Batterien oder Stickstoff aus Dünger dorthin gelangen, wo sie zerstörerischer wirken, als die meisten Menschen es sich vorstellen können. Noch schlimmer ist, dass die meisten unserer Chemikalien exotisch und biologisch nicht abbaubar sind, also unnatürlich in dem Sinn, dass die Natur sie nicht oder allenfalls sehr langsam in ihre Bestandteile zerlegen und wiederverwerten kann. Jeder felsige Untergrund kann an seiner Oberfläche erodieren, für jede organische Verbindung gibt es ein Enzym, das sie zersetzt usw., aber unsere künstlichen Produkte ersticken das System. In Wahrheit könnte man nicht nur unsere Technologie, sondern unser gesamtes profitorientiertes kapitalistisches Industriesystem insofern »unnatürlich« nennen, als es betrügerisch verfährt und Schulden gegenüber der Umwelt anhäuft, die uns immer weiter in Richtung einer reduzierten Homöostase führen.

Sollten wir uns dann natürlich verhalten? Der Mensch ist das einzige Wesen, das seine Möglichkeiten bewusst nutzen kann, und diese versetzen uns in der Tat in die Lage, der Natur Befehle zu erteilen – durch den Fortschritt der Wissenschaft mehr denn je. Diese Fähigkeit, die Natur herumzukommandieren, ist eigentlich eine Art Flucht davor, ihr zu gehorchen, aber nur in einer Form, in der sie enge Fühlung mit der Natur hält, kann sie noch einige Zeit weitergehen. Der Natur können wir ebenso wenig entkommen, wie wir der menschlichen Natur und die Seele dem Leib entkommen können, aber wir können sie immer mehr unter unsere bewusste Kontrolle bringen. Die Technologie kann uns nicht aus natürlichen Abhängigkeiten entlassen, sie ver-

schiebt sie nur räumlich und der Art nach, und indem sie uns von der einen Abhängigkeit befreit, schafft sie gleichzeitig eine neue. Ein Baum »entflieht« der Erde, treibt immer mehr in die Höhe, indem er immer tiefer wurzelt. Auf der einen Seite werden wir also zu unserer ursprünglichen Beobachtung zurückgeführt, dass wir nie den Gesetzen der Natur entkommen können, sondern ihnen nolens volens gehorchen müssen. Die einzige Art und Weise, in der wir jemals Naturgesetze verletzen können, ist, ihre Bedeutung für unser Wohlergehen außer acht zu lassen. Wir könnten sogar sagen, dass sich jedes Wesen unnatürlich verhält, dessen Verhalten die Naturgesetze zu seinem Schaden wirken lässt. Geschieht das, wird eine so unnatürliche Kreatur bald ausgestorben sein.

Auf der anderen Seite dürfen wir unsere zweite Beobachtung nicht vergessen, nämlich dass unser gesamtes menschliches Handeln unnatürlich ist. Aus dieser Perspektive befreit uns unser erfolgreiches Handeln insofern von der Notwendigkeit, der Natur zu folgen, als wir durch die Vergrößerung der Sphäre unserer bewussten Möglichkeiten uns den beschränkenden natürlichen Zwängen nicht mehr zu unterwerfen brauchen. Der Spielraum dafür, der Natur in einem homöostatischen Sinn zu folgen, muss irgendwo zwischen diesen Extremen liegen. Der Kernpunkt, den wir bedenken müssen, ist, dass es unter unseren bewussten Möglichkeiten einige gibt, die uns helfen werden, die Stabilität im Ökosystem und in unserer Beziehung zu ihm zu erhalten, während andere dies nicht tun. In diesem Sinn ist es völlig klar, dass wir der Natur folgen können oder auch nicht, und dass wir beides tun können und sollten. Der Natur zu folgen bedeutet, einen Weg der Unterwerfung unter die Natur zu wählen, der die Naturgesetze zu unserem eigenen Wohlbefinden nutzt.

Man könnte einwenden, dass die Empfehlung, der Natur zu folgen, allmählich in die Anweisung übergegangen ist, die Natur zu *studieren* – ein Verhalten, an dem keine ver-

nünftige Person etwas auszusetzen haben wird. Nach diesem Einwand hat das *Studieren* der Natur nichts damit zu tun, der Natur zu *folgen*. Ganz im Gegenteil, sein Zweck ist es, die Natur wiederherzustellen und uns von der Anpassung an den spontanen Lauf der Dinge zu befreien, indem wir untersuchen, bei welchen Veränderungen wir noch ungeschoren davonkommen. Dieser Einwand ist überzeugend, aber er reicht nicht weit genug. Wir studieren die Natur nur, um Teile von ihr zu manipulieren – immer im größeren Rahmen des Entdeckens unserer organischen irdischen Wurzeln und der natürlichen Gegebenheiten, denen wir uns unterwerfen und mit denen wir arbeiten müssen. Wir studieren den Krebs, um ihn zu bekämpfen; wir studieren den Diabetes, um dem Zusammenbruch der natürlichen Insulinproduktion entgegenwirken zu können; aber wir studieren die Gesetze der Gesundheit, um ihnen zu folgen. Wir untersuchen die Ursachen des Hochwassers, um es zu verhindern, aber wir studieren die Gesetze der ökosystemischen Gesundheit, um sie zu befolgen. Diejenigen, die die Natur studieren, finden Punkte, die sie verändern können, aber sie entdecken auch, dass man den größeren Abläufen der Natur immer gehorchen muss. Dies trifft nicht nur auf den extremen Fall zu, in dem wir keine andere Möglichkeit haben, sondern auch auf den einfachen Fall des intelligenten Sicheinfügens in die natürlichen Funktionsmuster; und in diesem Sinn studieren wir die Natur, um ihr am Ende zu folgen.

Aber hat irgend etwas davon mit Moral zu tun? Es gibt viele Wege für die Moral, sich mit der Anweisung zu verbinden, einen Lebensstil zu finden, der mit der Gesundheit unseres irdischen Ökosystems vereinbar ist. Der Jet-set, der darauf besteht, mit Überschallflugzeugen zu fliegen, würde unmoralisch gegenüber seinen Mitmenschen handeln, wenn sich herausstellte, dass diese Flugzeuge das schützende Ozon in der Atmosphäre zerstören, nicht anders als der Landwirt, der den Boden mit biologisch nicht abbaubaren

Pestiziden langfristig verseucht, um kurzfristige Gewinne zu erzielen. Aber in diesem Fall ist es relativ einfach, die *moralischen* Zwecke zu isolieren – die Achtung des Wohlergehens anderer – und die natürlichen Mittel – die Anpassung an die natürlichen Grenzen des Ökosystems – als *nicht-moralisch* anzusehen.⁹ Also sind wir zu der Schlussfolgerung gezwungen, dass daran, dass man der Natur folgt, nichts spezifisch Moralisches ist: Unsere Beziehungen zur Natur sind immer technisch oder instrumentell, und das moralische Element taucht nur dann auf, wenn sich zeigt, dass der Umgang mit der Natur zwischenmenschliche Beziehungen beeinflusst. Wir etablieren keine moralische Beziehung mit der Natur, sondern mit anderen Menschen. Es ist weder moralisch, ein Schiff zu reparieren, noch ist es unmoralisch, es zu versenken, außer, es ist dasjenige, auf dem wir und unsere Mitreisenden fahren. Also sind wir bei einer homöostatischen Bedeutung angelangt, in der wir der Natur sowohl folgen können als auch folgen sollten, nur um festzustellen, dass diese Bedeutung submoralisch oder vormoralisch ist, da die Moral, die sie umgibt, von ihr abgetrennt werden kann.

Der Natur folgen: der imitativ-ethische Sinn

Es fällt schwer, die Empfehlung auszusprechen, dass wir der Natur in einem imitativ-ethischen Sinn folgen sollen, denn unsere übliche Beurteilung – aber hier schwanken wir – ist die, dass die Natur entweder amoralisch oder unmoralisch ist. Wir nennen die Natur amoralisch, weil die Moral nur eine Erscheinung der Menschenwelt ist und in der natürlichen Welt nie vorhanden war. Menschliches Handeln kann moralisch oder unmoralisch sein, aber das »Handeln« der Natur, wenn es überhaupt so genannt werden kann, ist einfach amoralisch. Die moralische Dimension der menschlichen Natur hat kein Gegenstück in der Mutter Natur. Kein

Wesen kann moralisch sein, außer es ist bewusst frei: etwas muss »in seiner Entscheidungsmacht stehen«, und nichts anderes in der Natur als der Mensch hat, um moralisch zu sein, die erforderliche geistige Kompetenz. Mutter Natur entfaltet in den Lebewesen einfach deren genetische Programme wie einen keimenden Samen, und die Kreaturen reagieren auf ihre Umwelt so wie ein vom Wind getriebenes Blatt. Selbst wenn es unberechenbare, unbestimmte Prozesse in der Natur gibt, bieten sie doch keine moralischen Optionen; sie ereignen sich einfach. Biologische und evolutionäre Prozesse sind in keiner Weise moralischer als die Gesetze der Schwerkraft oder der Elektrizität. Ob etwas passiert oder passieren muss, hat nichts damit zu tun, ob es passieren sollte. Aus dieser Annahme heraus entstand die Spaltung, die mitten durch das moderne Denken verläuft und die jede Untersuchung in die Bereiche des *Seins* und des *Sollens* aufteilt. Keine Untersuchung der Natur, weder eine physikalische, biologische oder soziologische, kann uns sagen, was passieren sollte, und der Natur zu folgen, wo dies möglich und machbar ist, ist etwas, das niemals für sich genommen moralisch ist. Gegenüber dieser Dimension der Wirklichkeit ist die Natur blind. Moralisch ist sie ein unbeschriebenes Blatt.

Ich gestehe sofort zu, dass es keine andere als menschliche moralische Akteure in der Natur gibt, weder Orang-Utans, noch Schmetterlinge, noch Wind oder Regen. Auch die Natur als Ganzes ist kein moralischer Akteur, mag sie auch als »Mutter Natur« personifiziert werden. Wir haben keinen Anhaltspunkt dafür, dass irgendeine natürliche Spezies oder Kraft bewusst handelt und dabei den moralischen Weg dem weniger moralischen vorzieht. Wer vorschlagen wollte, dass wir der Natur in ungefähr demselben ethischen Sinn folgen, in dem die Christen Jesus folgen oder die Buddhisten Buddha, hat sich gehörig verrannt. Er ignoriert die sich herauskristallisierende Sphäre der bewussten Moralität des Menschen, für die es kein Beispiel bei Vögeln oder

Feldmäusen gibt. In dieser Hinsicht hat Mill unzweifelhaft recht, wenn er einwendet, dass Übereinstimmung mit der Natur mit Recht und Unrecht nichts zu schaffen hat. Es gibt keine Möglichkeit, auch nur eine der bekannten moralischen Maximen aus der Natur abzuleiten: *Versprechen halten – die Wahrheit sagen – was Du nicht willst, das man dir tu [...] – niemanden unnötig leiden lassen*. Es gibt keinen natürlichen Dekalog, der die Zehn Gebote begründen könnte. Die Natur sagt uns nichts darüber, wie wir moralisch sein sollen, *selbst wenn* sich herausstellen sollte, dass dies ungefähr der Moral entspricht, die der menschlichen Natur durch die natürliche Selektion in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Aber damit ist die Sache noch nicht erledigt, denn es könnte dennoch einen Wert oder Werte in der Natur geben, mit denen wir moralisch übereinstimmen sollten, selbst wenn diese Werte nicht durch den Prozess bewussten Wählens entstanden sind, der für unser Moralisch-Sein notwendig ist. Die Lösung unseres Problems in dieser Form wird sich als schwieriger herausstellen. Da die Natur kein moralischer Akteur ist und da die zwischenmenschlichen Beziehungen eindeutig moralisch sind, hat man allzu schnell angenommen, dass es in unserer Beziehung zur Natur nichts Moralisches gibt. Es war auch leicht, daraus zu schließen, dass die Moral nicht »natürlich« ist, sondern eher zu unserer »übernatürlichen« Natur gehört. Aber das Zugeständnis, dass die Moral mit der Entstehung des Menschen aus einer nichtmoralischen Natur entsteht, beantwortet nicht die Frage, ob wir, die wir moralisch sind, der Natur folgen sollen.

Wer das Thema »Werte in der Natur« anspricht, wird sofort mit der Gegenthese konfrontiert, dass der natürliche Lauf der Dinge schlecht sei, d. h. so sei, dass es unmoralisch wäre, ihm zu folgen. Die Natur verfährt mit einer absoluten Rücksichtslosigkeit, die nicht nur gegenüber dem Leben indifferent ist, sondern auch in sinnloser Quälerei endet und

dadurch auf unsere moralischen Empfindungen abstoßend wirkt. Durch fortgesetzten Kampf (der gewöhnlich bald verloren ist) wird ihren Kreaturen das Leben entwunden, und die wenigen »glücklichen« Geschöpfe, die bis zum Erwachsensein überleben, sehen sich weiterem Leiden ausgesetzt, um schließlich in Krankheit und Tod zusammenzubrechen. Mit welcher Indifferenz gibt die Natur zehntausend Ahorne, tausend Heuschrecken, hundert Elritzen und ein Dutzend Kaninchen dem sicheren Tode preis, nur um eins überleben zu lassen! Kaum ist etwas gekeimt, ausgebrütet oder geboren, wird es schon angegriffen: das Leben ein ununterbrochener Stress – bis früher oder später, schnell oder langsam, die launische Natur das Leben, das sie gab, zermalmt und die Qualen ein Ende haben. Das einzige, was wir mit Sicherheit aus den Händen der Natur empfangen, ist Elend. Wir sind dazu verdammt zu leben, indem wir anderes Leben anfallen. Die Natur ist ein Blutbad; sie erlaubt Leben nur im Todeskampf. Das letzte Wort der Welt ist, was die Buddhisten *dukkha* nennen, Leiden. Nur wenige können Mills Essay *Natur* lesen, ohne in ihrem Eifer, der Natur zu folgen, schmerzlich ernüchtert zu werden:

Fast alles, wofür die Menschen, wenn sie es sich gegenseitig antun, gehängt oder ins Gefängnis geworfen werden, tut die Natur so gut wie alle Tage. [...] Sie pfählt Menschen, zermalmt sie, wie wenn sie aufs Rad geflochten wären, wirft sie wilden Tieren zur Beute vor, verbrennt sie, steinigt sie wie den ersten christlichen Märtyrer, lässt sie verhungern und erfrieren, tötet sie durch das rasche oder schleichende Gift ihrer Ausdünstungen und hat noch hundert andere scheußliche Todesarten in Reserve, wie sie die erfinderische Grausamkeit eines Nabis oder Domitian nicht schlimmer zu ersinnen vermochte. [...] Ein einziger Orkan zerstört die Hoffnungen eines ganzen Jahres: ein Heuschreckenschwarm oder eine Überschwemmung verheeren eine

ganze Provinz. [...] Kurz, alles, was die schlechtesten Menschen gegen Leben oder Eigentum begehen, verüben die Naturkräfte in größerem Maßstab.¹⁰

Das darwinistische Paradigma der Natur im 19. Jahrhundert verstärkte das von Mill gezeichnete Bild. Die Natur wurde eine Art höllischer Dschungel, in dem nur die Stärksten überleben, und auch dies nur mit Mühe. Die Entdeckung der genetischen Grundlagen der von Darwin beschriebenen Zufallsmutationen schien die Auffassung zu bestätigen, dass die Natur steuerlos vorgeht – zwar gesetzestartig in dem Sinn, dass die natürliche Selektion gesunde Mutationen beibehält, aber immer noch ziellos, da die natürliche Selektion blind an Mutationen ansetzt, die zumeist wertlos, irrelevant oder nachteilig sind. In all dem schien eine Art Sinnlosigkeit zu liegen, sicherlich nicht wert, von uns moralisch nachgeahmt zu werden. Dieses Bild von der Natur hat mehrere Generationen von Ethikern beeinflusst, die häufig den Schluss zogen, dass Ethik mit den Gesetzen der Natur nichts zu tun habe, außer wenn sie dazu dient, unsere natürlichen Instinkte und Triebe zu bezwingen und umzusteuern, damit wir uns nicht »wie Bestien« verhielten. Die Spaltung zwischen *Sein* und *Sollen* bürgerte sich in der Philosophie des frühen 20. Jahrhunderts größtenteils aufgrund dieses Naturbildes des 19. Jahrhunderts ein. G. L. Dickinson hat dem Protest dieser Periode besonders eindringlich Ausdruck verliehen:

Ich bin nicht allzusehr von dem Argument beeindruckt, das Sie der Natur zuschreiben: dass wenn wir mit ihr nicht übereinstimmen, wir einen Schlag auf den Schädel bekommen. Ich für meinen Teil habe die stärksten Einwände gegen ihre ganze Verfahrensweise. Ich glaube nicht an die Harmonie der höchsten Vollenendung [...] und ich bin mir des fürchterlichen Leids bewusst, welches sich auf den Zwischenstufen abspielen

wird, das Schubsen, Treten und Niedertrampeln der Massen und die Verletzten und Toten, die auf dem Marsch dahin am Weg zurückgelassen werden. Ich nehme mir heraus, dies alles zu missbilligen. Dann kommt die Natur und sagt: »Aber du solltest es billigen!«, und ich frage warum, und sie sagt: »Weil das der von mir eingeschlagene Weg ist.« Ich zweifle noch immer und sie bedroht mich: »Gut, billige es oder billige es nicht, ganz wie du willst; aber wenn du es nicht billigst, wirst du ausgemerzt!« »Nur zu«, sage ich und bleibe meiner alten Meinung noch leidenschaftlicher treu als zuvor, so dass ich fast schon den Heiligenschein des Märtyrers um mich fühle. [...] Meiner unmaßgeblichen Meinung nach bin nicht ich es, sondern die Natur, die hier eine schlechte Figur abgibt.¹¹

Hier haben wir zweifellos einen moralischen Sinn, in dem man der Natur folgen kann, erreicht, aber einen, der nicht zu empfehlen ist. Praktisch keiner von uns, außer vielleicht ein ethischer Einzelgänger wie Nietzsche, würde empfehlen, dieses Stoßen, Treten und Niedertrampeln zum moralischen Modell zwischenmenschlichen Verhaltens zu machen. So wie der imitativ-ethische Sinn des Ausdrucks »der Natur folgen« von den genannten Autoren dargestellt wird, müssen wir feststellen, dass die Natur erstens kein moralischer Akteur ist und ihr deshalb nicht im eigentlich Sinn gefolgt werden kann, und zweitens, dass es Elemente in der Natur gibt, die unmoralisch wären, würden sie auf das zwischenmenschliche Verhalten übertragen, und die deshalb nicht nachgeahmt werden sollten. Aber folgt daraus, dass die Natur deshalb schlecht ist, eine Wüstenei ohne natürliche Werte? Ist diese Wildheit und Rücksichtslosigkeit alles – oder das Wesentliche –, was über sie gesagt werden kann; oder lässt sich dasselbe auch aus einer anderen Warte betrachten?

Der Natur folgen: der axiologische Sinn

Um einen axiologischen Sinn zu konstruieren, in dem menschliches Verhalten natürlich sein könnte, sollten wir einen Neuanfang machen und die Antwort auf die eben gestellte Frage verschieben, bis wir aus einer anderen Richtung auf sie zurückkommen. Drei Umwelten, die städtische, die ländliche und die wilde, bieten drei Möglichkeiten menschlicher Tätigkeiten: Kultur, Agrikultur und Natur. Alle drei sind Richtungen, denen gefolgt werden sollte, und alle drei sind Umwelten, die für unser Wohlbefinden gebraucht werden. Wir beschäftigen uns im Augenblick mit den kollektiven menschlichen Tätigkeiten und lassen die individuelle Verantwortung für später. Als Aristoteles bemerkte, dass »der Mensch [...] von Natur aus ein politisches Wesen ist«¹², meinte er das im Sinne des griechischen Begriffs der *polis*, dem Stadtstaat, für das Athen das denkwürdigste Beispiel ist. »Stadt« in diesem Sinn ist gleichermaßen Dorf, Klein- oder Großstadt. Wir sind soziale Wesen, und die Geschichte unserer Zivilisation entspricht weitgehend der Entwicklung unserer Fähigkeit zum Aufbau eines Kulturstaates. Wir sind sowohl *Homo sapiens* als auch *Homo faber*; Hirn und Hand tun sich in Weisheit und Geschicklichkeit zusammen, um die enorme Welt von Artefakten zu konstruieren, die unsere städtische Umwelt ausmacht. Alle diese Produkte sind in dem Sinn unnatürlich, dass sie unabhängig von den spontanen Schöpfungen der Natur sind. Andererseits kann es für uns nicht unnatürlich sein, Städte zu bauen, da die Natur uns mit Hirn, Hand und sozialen Gemeinschaftsneigungen ausgestattet hat. Die Menschen sind die Wesen, die von der Natur nicht spezialisiert, sondern mit großartigen Fähigkeiten zu Kultur und Handwerk ausgestattet sind. Wir sollten sie umsichtig und zu moralischen Zwecken verwenden – denn ist vergeudet Talent nicht eine Sünde? In diesem Sinn ist es nicht unnatürlich für den Menschen, urban zu sein, auch wenn er, sobald er etwas

bewusst tut, die spontane Natur ändert. Damit gelangen wir zu dem Paradoxon, dass »der Mensch das Wesen ist, für das es natürlich ist, künstlich zu sein.«¹³

In der Kultur lassen wir eine Diskontinuität zu zwischen menschlichem Leben und Natur, aber diese stammt immer noch aus der ursprünglichen natürlichen Umwelt. Die Natur entlässt uns, um unsere Kultur zu entwickeln; dafür bietet sie kein Modell an; wir sind auf uns gestellt; der Sittenkodex der menschlichen Stadt ist unsere Sache, auch wenn er von den angeborenen Anlagen bestimmt ist, die wir Vernunft und Gewissen nennen. Die Stadt ist in gewissem Sinn unsere *Nische*; wir gehören dorthin, und niemand kann ohne sie volle Menschlichkeit erreichen. Kultiviertes menschliches Leben ist in der ungezähmten Wildnis nicht möglich; es ist primitiv und ungebildet, so lange es auf einer nur ländlichen Stufe verweilt. Die Stadtmentalität verschafft uns Kenntnisse des Lesens und Schreibens und Fortschritte, sei es durch Handel und Industrie, sei es durch Bibliotheken und Laboratorien, aus denen ein so großer Teil unseres Wissens über die Natur gekommen ist.

Mit dem Begriff *ländliche Umwelt* bezeichnen wir die Natur, soweit sie zum Lebensunterhalt der menschlichen Bevölkerung domestiziert ist – hauptsächlich die kultivierte Landschaft, die Felder, die Wirtschaftswälder, die Weiden, die baumbestandene Landstraße, die Obstgärten, die Bauernhöfe. Natürlich ernährt die Farm die Stadt, und dies kann als Metapher für den ganzen Unterhalt der Gesellschaft durch Boden, Wasser und Luft – für die organischen Kreisläufe der Stadt in der Natur – verstanden werden. Die ländliche Umwelt ist die, in der der Mensch der Natur durch produktiven Umgang begegnet, wo er die Natur beherrscht, indem er ihr gehorcht. Hier vermischen sich auf kluge Weise Diskontinuität und Kontinuität: Durch menschliches Handeln passen wir den natürlichen Lauf der Dinge unseren Bedürfnissen an, aber auch wir passen uns den Bedürfnissen der Natur an. Wir verändern die Umwelt, aber

gleichzeitig akzeptieren wir ihre Bedingungen. Wir begeben uns in den Wirkungskreis der Natur und bringen sie gleichzeitig in unseren Wirkungskreis. Wir steuern sie zu unseren eigenen Zielen; aber wenn wir intelligent sind, greifen wir nur in dem Maße störend ein, wie sie es verträgt und es der Elastizität des kultivierten Ökosystems angemessen ist. In der städtischen Umwelt übernimmt der, der eine Veränderung vorschlägt, keine Beweislast, egal ob es sich um eine natürliche handelt oder nicht (solange sie nicht in ländliche oder wilde Gegenden hineinwirkt und diese zerstört). Aber in der ländlichen Umwelt hat der, der eine Veränderung will, in jedem Fall die Beweislast: Er muss zeigen, dass die Veränderung den Zustand des Ökosystems nicht verschlechtert. Bei unseren landwirtschaftlichen Zielen liegt die Präferenz bei den Veränderungen, die als »natürlich« gedeutet werden können, denjenigen, die der natürlichen Umwelt am ähnlichsten sind; und wir verbieten diejenigen, die sie entstellen würden.

Die ländliche Umwelt ist sowohl ein Zweck an sich als auch ein Mittel zum Unterhalt der Stadt. Sie hat eine Schönheit, die ihre Nützlichkeit übertrifft. Wenn wir uns fragen, warum es Gärten gibt, antworten wir zunächst vielleicht »zum Anbau von Nahrungsmitteln«, um uns dann zu erinnern, dass es auch Blumengärten gibt. Der englische Garten verbindet beides, den Rosen- und den Beerenstrauch. Die Farm und der Park gehören beide zum Weideland des Shenandoah Valley, das grüne, grüne Gras vor dem Haus, der Baum auf der Wiese, die bewaldeten Hügel hinter der Kirche und der Weg unten am Teich. Die ländliche Umwelt löst in uns ein Gefühl tiefer Befriedigung aus. Obwohl wir es schätzen, von der Mühsal des Farmlebens entlastet zu sein, hängen doch viele (in gewissen Grenzen) an den Erfahrungen, die man nur auf dem Lande machen kann: eine Eiche fällen, Erbsen enthülsen, einen Eimer Wasser aus dem Brunnen ziehen.

Die ländliche Umwelt ist oder sollte ein Ort der Sym-

biose zwischen Mensch und Natur sein, denn wir können ein Biosystem manchmal verbessern. Der Klimaxwald einer ökosystemischen Sukzession ist gewöhnlich nicht für eine maximale Anzahl und Vielfalt der Tier- und Pflanzenarten geeignet, und diese Sukzession kann durch Landwirtschaft zum Nutzen der natürlichen Arten, die Felder und Raine bevorzugen, unterbrochen werden. Es gibt heute mehr Hochwild in Virginia als zu der Zeit, als die Indianer die noch praktisch unberührten Wälder bewohnten, und dies dürfte auch für Kaninchen und Wiesenlerchen zutreffen. Die ländliche Nutzung eines Gebiets kann allen, außer den wildesten Lebewesen, einen Lebensraum bieten. Mit erfreulichen Resultaten hat der Mensch Ulme und Eiche in der britischen Landschaft eingebürgert, die Russische Olive in den High Plains, den Eukalyptus in Kalifornien, die Hekkenrose an den Randstreifen der Autobahnen und den Ringfasan in der Prärie. Emerson mit seiner idyllischen Liebe zur Natur schrieb weniger über die Wildnis als vielmehr über die Kulturlandschaft Neuenglands. Wenn wir »America the Beautiful« singen, singen wir hauptsächlich von dieser kultivierten, gestalteten Natur.

Wir können sogar von einer mikroländlichen Umwelt sprechen – dem Garten in der Stadt, dem Stadtpark, der Allee mit Eichhörnchen und Kaninchen, der Vorstadtstraße mit Rotkehlchen und Spottdrosseln, dem Weg am Bach, der zu einer Schule führt. Jeder, der über alle unsere Städte, mit Ausnahme der schlimmsten unserer östlichen amerikanischen Städte, fliegt, wird beeindruckt sein, wie viel Natur es dort immer noch gibt. Wir schätzen es, wenn etwas um uns herum wächst, auch wenn es nur Bäume und Rasen sind, und jeder würde die Lebensqualität einer Stadt als verbessert ansehen, wenn dort mehr Grünflächen wären, mehr Reste von Landschaft. Wir schätzen es, wenn unsere Häuser, Brücken, Straßen, Büros und Fabriken eine »natürliche Umgebung« haben. Wir wollen unsere Städte mit dem Charme der Natur versehen wissen, und dies allein genügt,

um Mills Behauptung zu unterminieren, dass »alles Lob der Zivilisation, der Kunst oder der Geschicklichkeit ebenso viel Tadel der Natur ist«¹⁴. Das Holzfeuer im Kamin und der sanfte Nachtreger auf dem Blechdach rufen uns dieses natürliche Element ins Gedächtnis zurück; selbst unsere Plastikbäume bringen uns stellvertretend zur Natur zurück.

Die Anforderungen, die wir an die wilde Natur stellen, sind schwerer zu spezifizieren als jene, die wir an die gezähmte Natur stellen, aber sie sind zweifellos eine Realität. Die Wildnis ist die seltenste Umwelt, die wir heute haben, und wenn ihre mögliche Vernichtung droht, sind wir gezwungen, über unsere Beziehung zu ihr nachzudenken. Schützen wir die wilde Natur nur als potentielle Ressource für Aktivitäten, von denen wir uns vorstellen können, dass sie die Menschen eines Tages in der urbanen oder ländlichen Natur ausüben? Oder gibt es tieferliegende Klugeits- und moralische Gründe, einen Teil unserer Umwelt in einem ursprünglichen Zustand zu erhalten?

Es ist unzweifelhaft, dass wir die Wildnis genießen, dass sie ein Bedürfnis nach *Erholung* befriedigt, aber das Wort, mit dem wir diese Befriedigung bezeichnen (*recreation*), scheint ein recht schwacher Ausdruck zu sein, bis wir seine tiefere Etymologie bemerken. Eine vor einem eindrucksvollen Hintergrund unter freiem Himmel grasende Herde Elche oder eine sich gegen den Abendhimmel abzeichnende Silhouette einer Tafellandschaft aus erodiertem Sandstein hat etwas, was uns »wiederherstellt« (*recreate*). Wir haben unsere Nationalparks fast zu Tode geliebt, eben weil sie der spontanen Natur so ähnlich erhalten werden, wie es mit der großen Besucherzahl gerade noch vereinbar ist. Besorgt wegen einer Übernutzung der Parks kämpfen wir nun darum, so viele Wildnisgebiete wie möglich zu bewahren, entschlossen, die menschliche Präsenz niedrig zu halten. Wir haben beschlossen, die besten zuerst zu schützen – den Yellowstone, den Grand Canyon, die High Sierra, die Great Smokies, die Everglades –, aber später stellten wir fest, dass

es wirklich keine Landschaft gab, die wir nicht zu erhalten wünschten – die Wüsten, das Pinienöndland, die Prärie, die wilden Flüsse, die Sümpfe, die Hickoryeichenwälder. Wir begannen mit dem Schutz der Büffel und des Frauenschuhs und sorgten uns bald um Kröten und Moose. Aber woher kommt es, dass wir manchmal lieber nach einer Küchenschelle suchen als den neuesten Broadwayhit zu sehen?

Die wilde Natur ist ein Ort der Begegnung, zu der wir uns begeben, nicht um auf sie einzuwirken, sondern um schauend mit ihr eins zu werden – uns in ihre Seinsordnung hineinziehen lassen, statt sie in unsere Seinsordnung hineinzuziehen. Das erklärt unsere Neigung, unsere Beziehung zur Natur mit Erholung – und damit möglicherweise mit Freizeit und Muße – zu verknüpfen, da wir ja in ihr keine Arbeit verrichten. Wir sind zum Vergnügen da, natürlich oft einem aktiven Vergnügen, aber einem, das nicht ökonomisch produktiv ist. In diesem Sinn wird sich unsere Einstellung zur Wildnis unvermeidlich von der unserer Großväter unterscheiden, die zum größten Teil in die Wildnis gingen, um aus ihr ländliche und urbane Umwelten zu machen. Ihr Erfolg zwingt uns zu der Frage nach dem Wert der Wildnis. Sollte die Antwort im Sinne von *Nicht-Ressourcen* gegeben werden, ist es jedenfalls nicht die Art oder die Ebene einer Antwort, die wir auf Fragen über die Natur erwarten. Aus einem wichtigen Grund ist die wilde Natur für uns überhaupt kein Verbrauchsgut. Selbst wenn die Antwort im Sinne eines höheren nicht-ökonomischen Wertes gegeben wird, ist unser philosophischer Apparat zur Analyse und Wertschätzung von Wildniswerten zugegebenermaßen sehr schwach entwickelt, auch weil wir noch zu sehr der Denkweise verhaftet sind, dass die einzigen Werte, die es gibt, ob moralische, künstlerische oder was auch immer, menschliche Werte sind, Werte, die wir gewählt oder konstruiert, an denen wir gearbeitet haben. Die moderne philosophische Ethik hat uns unsensibel für das Verständnis nicht-menschlicher Werte gemacht.

Wir brauchen die wilde Natur in ziemlich der gleichen Weise, wie wir all die anderen Dinge im Leben brauchen, die wir aufgrund ihres intrinsischen statt ihres instrumentellen Wertes schätzen: Musik und Kunst, Philosophie und Religion, Literatur und Drama. Dies sind menschliche Aktivitäten, während unsere Begegnung mit der Natur die zusätzliche Eigenschaft hat, unser einziger Kontakt mit Wert und Schönheit zu sein, die von menschlichem Tun unabhängig sind. Wir brauchen Freunde nicht bloß als Instrumente, sondern als das, was sie an und für sich sind, und (um eine Größenordnung höher zu gehen) wir brauchen die wilde Natur genau deswegen, weil sie die Domäne von Werten ist, die unabhängig von uns sind. Die wilde Natur hat eine eigene Art von Integrität, und wir wären ärmer, wenn wir diese nicht erkennen und genießen würden. Dies ist der Grund, weshalb es ein bewegendes Erlebnis ist, einen Adler oder eine Grasmücke, einen Kletterfarn oder eine Blaufichte zu sehen. Das Matterhorn flößt uns Ehrfurcht ein, aber das tut auch die Herbstbelaubung auf jedem beliebigen Hügel Neuenglands oder der Rhododendron auf dem Roan Mountain. Wer sich in der Natur aufhält, wird diese Integrität dort finden, wo er sie am wenigsten erwartet hat: bei der Mokassinschlange und dem Alligator, der Tarantel und der Morchel, der vom Wind zerzausten Rottanne und dem schwankenden Holunderstrauch, der vom Sturm aufgepeitschten See und der winterlichen Tundra. Echte Natur so wie diese überragt und übertrifft uns – trotz all unserer Herrschaft über sie und unserer Einmaligkeit in ihr, und ihr spontaner Wert ist der Grund, weshalb der Kontakt mit ihr »wiederherstellend« (*recreating*) sein kann.

Wir sind aber so wenig geneigt, die Möglichkeit von Wildniswerten zuzugeben, dass sogar der vorsichtige Naturliebhaber, der sich von seinen Ausflügen unmissverständlich stimuliert fühlt, dennoch diese Werte in sich selbst lokalisieren wird – Werte, von denen er glaubt, dass er sie irgendwie aus den Rohmaterialien der Begegnung mit der

Natur konstruiert oder entwickelt hat. Diese Begegnungen liefern ihm eine Erklärung dafür, warum nur Teile der Natur einen Wert für ihn haben: Hat er sie erfolgreich genutzt, haben sie einen Wert. Die restliche Natur, die er nicht genutzt hat, hat keinen Wert, jedenfalls *noch* nicht. Nach dieser Sichtweise dient die wilde Natur lediglich als eine *Gelegenheit* von Werten, sie weckt schlafende menschliche Potentiale. Dennoch ist selbst dieser Naturliebhaber auf die wilde Natur als Auslöser dieser Werte angewiesen, und er muss in Rechnung stellen, dass die Natur die Fähigkeit besitzt, Gelegenheit zu Werten zu geben, wenn auch nur als notwendige und nicht als hinreichende Bedingung. Was diese Erklärung jedoch besonders unbefriedigend macht, ist ihr hartnäckiger Anthropozentrismus und ihre Künstlichkeit angesichts echter Begegnungen mit der Natur. Selbst wenn man Philosophie studiert hat, bedarf es beträchtlicher Anstrengung, die Idee zu akzeptieren, dass die Schönheit eines Sonnenuntergangs nur im Auge des Betrachters sein soll. Der feinfühligste Naturliebhaber wird wieder und wieder von der Natur überrascht, wird von ihren Werten entzückt und gefangengenommen, gerade weil er über seinen engen menschlichen Horizont hinausgegangen ist. Es ist die autonome Andersheit des natürlichen Ausdrucks von Wert, die wir lieben lernen, und diese Integrität wäre vernichtet, bedürfte sie insgeheim unseres Zutuns.

Dieser Wert ist oftmals künstlerischer oder ästhetischer Natur, und er ist es immer, wenn wir eine natürliche Entität auf der ihr angemessenen Beobachtungsebene oder in ihrem ökologischen Umfeld betrachten. Ein gewöhnlicher Stein zeigt in der mikroskopischen Untersuchung ein außergewöhnliches Kristallmosaik. Der Humus eines verrottenden Baumstammes ernährt einen wunderbaren Schierling. Aber dieser Wert hat auch etwas mit der Intelligibilität einer jeden der natürlichen Komponenten zu tun; und hier haben uns die Naturwissenschaften, besonders die Ökologen, einen großen Dienst erwiesen. Diese Intelligibilität führt viel-

fach dazu, dass sich die Autonomie einer jeden natürlichen Art mit der der anderen vermischt und auf diese Weise eine harmonische irdische Gesamtheit bildet. Eine Welt, in der es viele verschiedene Arten von Dingen gibt, in der das Einfache in Beziehung zum Komplexen steht, ist eine wertvolle Welt, besonders dann, wenn alle erkennbar aufeinander bezogen sind. Jedes hat seinen bestimmten Ort, und dies rechtfertigt seine Existenz. Ein natürlicher Wert liegt darüber hinaus in der Vitalität der Dinge, in ihrem Kampf und Lebensdrang, und es ist in diesem Sinn zu verstehen, wenn wir von der Ehrfurcht vor dem Leben sprechen, egal, ob es schön ist oder nicht. Oder sollen wir sagen, dass wir alles gleich schön finden, selbst wenn wir es manchmal opfern müssen? Wir lieben die natürliche Mischung von Gleichmäßigkeit und Freiheit. Es liegt etwas in dem Wort *wild*, das gut zu dem Wort *frei* passt, egal, ob es die determinierte Freiheit eines wilden Flusses oder die spontanere Freiheit des Habichts am Himmel ist. Mit seiner Prächtigkeit, Erhabenheit und seinem Mysterium ist dieses Wort *wild* einer unserer Wertbegriffe. Einfacher gesagt, in wilden Dingen finden wir *Sinn*.

Im Zusammenhang damit können wir auf unsere Frage noch eine weitere Antwort geben. Man könnte sagen, dass wir dem folgen, was der Gegenstand unseres orientierenden Interesses ist, genauso wie wir dem Sport, der Medizin, dem Gesetz oder den neuesten Entwicklungen folgen. Viele Naturwissenschaftler, vielleicht alle »reinen« Wissenschaftler »folgen der Natur«, indem sie deren Studium überwältigend interessant – intrinsisch lohnend – finden, und diejenigen, die dazu noch Naturliebhaber sind, sagen darüber hinaus, dass sie die Natur schätzen, Genugtuung in ihr finden, sie sogar lieben. Wir folgen dem, an dem wir »teilnehmen«, besonders wenn dies Ziele sind, die wir als wertvoll ansehen. Diese Bedeutung von »folgen« ist weniger als »ethische Nachahmung«, aber sie ist erheblich mehr als die Behauptung, dass unser Verhalten gegenüber der Natur nichts

mit Moral zu tun hat. Denn wir betrachten die Natur als eine Domäne natürlicher Werte, die weit über die natürlichen Tatsachen hinausgeht, und der wir, wenn wir sie in ihrer Integrität erhalten, begegnen wollen und sollen. Der Natur in diesem Sinne zu »folgen« ist darüber hinaus etwas weitaus Tieferes als der Kunst, der Musik, dem Sport zu folgen. Wenn wir der Natur begegnen, kommen wir durch ihr einfühlsames Studium dahin, Sinngehalte nichtmenschlicher Art zu erfahren. Wenn ich mich am Anblick eines am sturmgepeitschten Himmel kreisenden Habichts ergötze, so ist dies kein Wert, den ich erfinde, sondern einer, den ich entdecke. Die Natur hat eine Autonomie, die der Kunst abgeht. Wir müssen der Natur folgen, um dieses Sinngehalts habhaft zu werden – in dem Sinn, dass wir sie in Ruhe lassen, sie ihren Weg gehen lassen. Wir begeben uns in die Natur und hören auf ihre natürlichen Ausdrucksformen, wir werden angezogen von einem Spektrum und einem Bereich von Werten, die wir nicht geschaffen haben. Wir sollten diese Integrität nicht zerstören, sondern sie erhalten und betrachten, und in diesem Sinn haben unsere Beziehungen zur Natur eine moralische Qualität. Selbst G. E. Moore, der so viel über den »naturalistischen Fehlschluss« klagte, durch den wir uns fälschlicherweise von einem natürlichen *Sein* zu einem ethischen *Sollen* bewegen, ist der Meinung, dass die Wertschätzung der Existenz natürlicher Schönheit ihrerseits ein Wert ist.¹⁵ Aber Moral ist die Wissenschaft des Guten; demnach sind, sobald wir uns von einem natürlichen *Ist* zu einem natürlichen *Ist gut* bewegen, unsere Beziehungen zu diesem natürlichen Guten moralisch. Wir folgen dem, was wir lieben, und die Liebe zu einem intrinsisch Guten ist immer eine moralische Beziehung. Es ist also möglich, dass wir eine moralische Beziehung mit der Natur, die James für unmöglich hielt, etablieren können. In diesem axiologischen Sinn sollten wir der Natur folgen, um ihren Wert zu einem unserer Ziele zu machen, und soweit wir dies tun, wird unsere Handlung von der Natur geleitet.

Ist dieser Wert aber weit genug verbreitet, um jedes Individuum zu moralischem Verhalten gegenüber der Natur zu verpflichten? Niemand sollte sich die Erhaltung des natürlich Guten nicht angelegen sein lassen, sei es auch nur deswegen, weil es andere gibt, die hier unzweifelhaft Werte finden. Dennoch aber erlauben wir den Individuen, ihre Präferenzen zu gewichten, und es gibt einen Spielraum für verschiedene Bestrebungen: Einigen sind soziale Werte wichtiger als die natürlichen. Aber ein rein städtischer Mensch ist ein eindimensionaler Mensch; nur diejenigen, die auch das Ländliche und das Wilde haben, sind dreidimensionale Menschen. Was mich selbst betrifft, so halte ich das Leben für moralisch verkümmert, wenn der Respekt für die natürliche Wildnis und deren Wertschätzung fehlen. Niemand hat die volle Bedeutung dessen verstanden, was es heißt, moralisch zu sein, wenn er nicht gelernt hat, die Integrität und den Wert der Dinge, die wir wild nennen, zu respektieren.

Der Natur folgen: der erzieherische Sinn

Wenn ich einen erzieherischen Sinn postuliere, in dem das menschliche Verhalten der Natur folgen kann, gebe ich zu, dass ich nur Zeugnis ablegen und dazu einladen kann, eine bestimmte gestalthafte Intuition mit mir zu teilen, ohne ein durchdachtes konzeptuelles Argument zu liefern. Ich stelle fest, dass ich aus meinen Reflexionen über die Natur mehr und mehr eine »Moral ableiten«, d. h. etwas für mein Leben lernen kann. Die Natur hat eine »Orientierungsfunktion«: Sie stößt Gedanken an, die uns erziehen, die uns zu dem Wissen führen, wer und wo wir sind und was unsere Berufung ist. Sehen wir uns doch einmal an, was wir natürliche Symbole nennen: *Feuer und Licht, Wasser und Fels, Morgen und Abend, Leben und Tod, Wachen und Schlafen, Wärme des Sommers und Kälte des Winters, Blumen des Frühlings*

und Früchte des Herbstes, Regen und Flüsse, Samen und Wachstum, Himmel und Erde. Wie bereitwillig verwenden wir diese dinglichen Phänomene als Metaphern, wenn wir z. B. von »Sturm und Drang«, von einem »felsenechten« Charakter, vom »Sand«, auf den etwas gebaut ist, vom »Silberstreif am Horizont« oder von der »Verwurzelung« in unserer Heimat sprechen. Wie ein Fluss fließt das Leben mit seinem kontinuierlichen Wandel dahin. Wie wunderbar konnte Lanier von den Sumpfwiesen von Glynn und dem geheimnisvollen *Old Man River* singen! Wie tief wirken die psychologischen Kräfte eines grauen nebligen Himmels auf uns, der milde Frühlingstag, die Farben, die wir leuchtend oder düster nennen, die Stille des Schneefalls, das Schnattern eines Schwarms Wildgänse oder die Zäsuren einer Lebensgeschichte – Geburt, Pubertät, Heirat, Tod! Wie die Höhe eines Berges uns »erhebt« und die Tiefe des Meeres »tiefe« Gedanken in uns wachruft!

Volkswisheiten sind gemeinhin in dieses Naturidiom gefasst. Im Sprichwort wird der Müßiggänger ermahnt, es den Ameisen gleich zu tun und klug und fleißig zu sein. Der Bauer rät: *Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. – Man muss Heu machen, solange die Sonne scheint.* Der Psalmist bemerkt, wie wir dem Gras ähneln, das jetzt gedeiht, aber bald vergangen ist, und diejenigen unter uns, die den »jahreszeitlichen« Charakter des Lebens verstehen, sind besser in der Lage, sich am Wechsel der Jahreszeiten zu erfreuen und alles zu seiner Zeit zu tun. Jesus fordert uns auf, auf unserer Suche nach den Werten des Lebens die natürliche Schönheit der Lilien auf dem Feld nicht zu übersehen, die nicht einmal von Salomons Pracht überboten wird, und er verweist auf die Vögel, die, wenn auch nicht faul, sich nicht um das Morgen sorgen. *Wie die Saat, so die Ernte. – Auf Regen folgt Sonnenschein. – Ein kleiner Regen legt großen Wind. – An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. – Morgenrot schafft Brot. – Zeit, Ebbe und Flut warten auf niemand. – Keine Rose ohne Dornen. – Wer*

allzeit auf den Wind will sehen, der wird nicht säen und nicht mähen. – Es geht nicht allzeit derselbe Wind. – Später Winter, später Frühling. Es ist kein Zufall, dass unsere wichtigsten kirchlichen Feiertage einem natürlichen Zeitplan folgen: Weihnachten ist an der Wintersonnenwende, Ostern im Frühling mit den sprießenden Blumen und Erntedank im Herbst nach der Erntezeit. Die Begegnung mit der Natur integriert mich, bewahrt mich vor Hochmut, vermittelt ein Gefühl von Gleichmaß und Ort, lehrt mich, was ich zu erwarten habe und womit ich zufrieden sein soll, eröffnet andere Werte als meine eigenen und setzt Gefühle in mir frei, die mir wichtig sind und die ich sonst nirgendwo finde.

Gut zu leben heißt, sich auf bestimmte natürliche Rhythmen einzustimmen. Wer so denkt, kann das großenteils mit Klugheitsgründen rechtfertigen, mit den natürlichen Bedingungen von Wert – was besonders naheliegt, weil uns die Natur ansonsten keine ethische Richtschnur für zwischenmenschliche Beziehungen liefert. Aber das menschliche Verhalten muss auch eine Lebensform sein, die der Umwelt gegenüber angemessen ist, gegenüber dem, was die Welt uns anbietet. Einige werden das »bloße Effizienz« nennen, aber für einige von uns ist es eine Form von Weisheit, die zu charakterisieren Klugheit und Effizienz zu schwache Worte sind. Denn wir akzeptieren nicht bloß die Grenzen, die uns die Natur aufzwingt, sondern erkennen etwas wesentlich Gutes, Selbstgenügsames im natürlichen Gewebe des Lebens an, das unsere natürlichen Talente ebenso einschließt wie die Verfassung der Welt, in der wir uns mit unserer natürlichen Ausstattung zurechtfinden müssen. Was ich »weitgefasste moralische Tugend« nenne: die Vorzüglichkeit des Charakters, stammt größtenteils, wenn auch nicht zur Gänze, aus dieser natürlichen Einstimmung; und hier finde ich eine natürliche Ethik in der etwas altmodischen Bedeutung einer Lebensweise – eines Lebensstils, der »der Natur folgt«, d. h., der hinreichend sensibel ist dafür, wie sie uns durchdringt und unsere Lebensführung beeinflusst. Ein gewichtiger Teil

des *Sinns* des Lebens besteht darin, seine Natürlichkeit zu finden, auszudrücken und anzuerkennen. Andernfalls würde dem Leben sein Ureigenstes fehlen.

Riesige Mengen Natur sind in uns hineinprogrammiert. Das Protoplasma, das in uns fließt, fließt von Natur aus seit über einer Milliarde Jahren. Unsere innere menschliche Natur hat sich seit einer Million Jahren als Antwort auf die externe Natur entwickelt. Unsere genetischen Programme – die zum großen Teil bestimmen, was wir sind, und die uns alle so ähnlich und doch so verschieden machen – sind ganz und gar Natur. Es ist schwer vorzustellen, dass wir nicht bereits von Natur aus in unserem Verhalten über eine gute Anpassung verfügen. Unser kulturelles und handelndes Leben muss und – soweit es bei uns liegt – sollte mit dieser Anpassung übereinstimmen und uns die Freiheit für das Leben in den Städten geben, die wir bauen, uns erlauben, das Land nach unseren Vorstellungen zu verändern und uns damit letztendlich doch dem Leben in der allumfassenden natürlichen Umwelt anzupassen. Wir sind nicht, um in der Sprache der Geographen zu sprechen, durch die Umwelt determiniert, denn wir haben aufregende Wahlmöglichkeiten, und diese nehmen mit der Weiterentwicklung der Kultur zu. Aber wir sind ebenso unausweichlich an unsere Umwelt gebunden, wie wir sterblich sind. Dies *ist* der Fall, und deshalb *sollte* unser gewähltes Verhalten in kommensurabler Weise natürlich sein. Und wenn wir dieses »sollte« von einem widerwilligen *Sollen* der Klugheit in ein freudiges moralisches *Sollen* verwandeln können, werden wir um so glücklicher und weiser sein, unseren »Platz an der Sonne« zu finden. Das heißt: Das Leben bewegt sich nicht so sehr gegen die Natur als mit ihr, und dies gilt sogar für das kultivierte menschliche Leben, das niemals wirklich seinen organischen Ursprüngen und seiner organischen Umgebung entgeht. Unser ethisches Leben *sollte* uns eine gute natürliche Anpassung erhalten, sowohl in einem effizienzbezogenen als auch in einem moralischen Sinn. Das ist es, was

Emerson sagen will, wenn er moralisches Verhalten als Übereinstimmung mit den Gesetzen der Natur anempfiehlt. In der Übereinstimmung mit der Natur liegt eine Ethik des Lebens, und das ist der Grund, weshalb die Begegnung mit der natürlichen Wildnis für wirkliche Bildung nicht weniger unerlässlich ist als die Universität.

Manch einer wird dagegen (vielleicht sogar sehr heftig) einwenden, dass bei dieser Ethik die Natur lediglich als Gelegenheit für die Konstruktion menschlicher Tugenden dient; dass die genannte natürliche Weisheit nur Tugenden kennt, die sich *in uns* entwickeln, wenn wir der Natur gegenüberstehen; und dass es sich hierbei nicht so sehr darum handelt, der Natur zu folgen als ihr zu widerstehen und sie auf kunstvolle Weise zu überwinden, und dass dies, wenn es gelingt, uns eher trotz (statt mit) der Natur gelingt. Aber dieses anthropozentrische Bild ist zu einseitig. Evolution und Ökologie haben uns gelehrt, dass jede Art von Leben nicht autonomerweise das ist, was sie ist, sondern aufgrund der natürlichen Anpassung. Wir sind, was ich »umweltreziprok« genannt habe und stehen in der Schuld unserer Umwelt für das, was wir auf Weisen geworden sind, die ebenso komplementär wie gegensätzlich sind. Die Natur ist, denke ich, nicht hinreichend, all diese Tugenden in uns zu schaffen (was unserer eigenen Integrität und Kreativität einen Anteil sichert), aber sie ist dafür notwendig. Zugegeben, wir müssen diese Tugenden haben, ehe wir natürliche Symbole für sie finden und festlegen – wir müssen den natürlichen Gang der Dinge durchlaufen, ehe wir ihn verstehen –, aber ich glaube nicht, dass diese ethische Stärke einfach in uns ist. Sie ist vielmehr, auch wenn sie nur ganz gering entwickelt ist, beziehungshaft, entspringend aus der Beziehung zwischen Mensch und Natur. Ist sie voll entwickelt, verwirklichen und äußern wir in diesem kraftvollen und guten Leben, das wir führen, etwas von der Stärke und Güte, die uns die Natur geschenkt hat.

Die Natur ist oftmals rätselhaft. Das menschliche Leben

ist komplex. Beide haben ihre Zeiten und Jahreszeiten. Die Gefahr dabei ist, dass jedes insgeheim gewünschte Verhalten in irgendeiner Weise als natürlich konstruiert und als tugendhaft bezeichnet werden kann. Die Natur bietet uns wenig Hilfe in der Frage, wie wir uns gegenüber anderen verhalten sollen. In dieser Hinsicht sind wir frei zu tun, was wir wünschen, auch wenn uns die Natur mit Vernunft und Gewissen ausgestattet hat, aus denen man eine Ethik aufbauen kann. Besonders verdächtig sind Argumente, die der Natur bestimmte menschliche Rollen zuweisen, wie es manchmal bei Frauen oder Schwarzen der Fall ist, denn nur zu leicht verwechseln wir das Natürliche mit dem kulturell Üblichen.

Es mag auch Fälle geben, in denen wir von der Natur lernen, was schlecht ist. In seltenen Fällen ziehen wir es unklugerweise vor, Prozessen in der Natur zu folgen, die an sich unentschuldigbar sind – mancher würde das blutrünstige Verhalten des Wiesels als Beispiel nennen. Ich möchte nicht den Lauf der Natur in jeder Einzelheit verteidigen, aber in den meisten dieser Fälle geht es darum, dass wir aus ihnen etwas Schlechtes lernen – eine Ethik des Egoismus, des Fressens und Gefressenwerdens und des Rechts des Stärkeren –, indem wir ganz unangebracht auf die Moral des zwischenmenschlichen Verhaltens projizieren, was auf einer niedrigeren, nicht-moralischen Ebene durchaus angebracht ist, z. B. das Prinzip des Überlebens des Stärkeren oder der Eigennutz, der den niedrigeren Lebensformen einprogrammiert ist. Wir können nicht annehmen, dass die Prinzipien, nach denen die Dinge auf niedrigeren nicht-moralischen Stufen funktionieren, dieselben sind, nach denen sie auf der menschlichen, moralischen Ebene funktionieren sollten, denn das Auftauchen der Fähigkeit zur moralischen Reflexion macht einen entscheidenden Unterschied. So viel ist an der Sein-Sollen-Unterscheidung richtig. Unser moralisches Verhalten übertrifft die Natur, und wir müssen bewusst nach einer auf Vernunft und Gewissen fußenden Ethik handeln, die den Instinkt ersetzt. Es ist unser Verhaltens- und

Sittenkodex in Bezug auf die Umwelt – unsere Ethik des Verhaltens gegenüber der natürlichen, nicht gegenüber der sozialen Welt –, den ich als erzieherischen Sinn bezeichne und den ich hier verteidige. Außerdem nenne ich auch dieses Verhalten moralisch – in dem Sinn, dass es zu unserer Weisheit und Charakterstärke beiträgt.

Indem wir uns auf diese natürlichen Rhythmen einstimmen, müssen wir eine intelligente Synthese von zwei Tendenzen zustande bringen, die ich mit einer physikalischen Analogie *natürlichen Widerstand* und *natürliche Leitfähigkeit* nenne. Ein Teil der Natur widersetzt sich dem Leben, vermehrt die Entropie, tötet, zerrüttet, zerstört. Das menschliche Leben muss wie alle anderen Lebensformen gegen seine Umwelt ankämpfen, und ich bewundere die menschliche Eroberung der Natur. Dennoch sehe ich diese »Herrschaft« als etwas, zu dem wir von Natur aus gezwungen sind und für das wir von Natur aus gut ausgestattet sind. Auch kann dieser Kampf in die natürliche Leitfähigkeit integriert werden, denn die Natur hat beides getan: uns hervorgebracht und als Lebensgrundlage gedient – und uns durch ihren Widerstand zur Kultur angeregt. Natur ist nicht nur Wildheit und Indifferenz. Sie ist auch der Schoß, aus dem wir kommen, und sie bleibt unser Lebenspartner, ein Reich der Andersheit, auf das wir zutiefst angewiesen sind. Ich widersetze mich der Natur und korrigiere und ändere sie für meine Zwecke. Ich bekämpfe Krankheit und Tod, Kälte und Hunger – und fühle trotz allem, dass Wildheit nicht nur und nicht letztendlich eine bedrückende Finsternis ist. Im Gegenteil, die Wildnis zündet mit mir und in mir ein Feuer gegen die Finsternis an.

Ich muss zugeben, dass es Lücken in diesem Bild der Natur gibt. Ich finde die Natur nicht überall bedeutsam oder schön oder wertvoll oder lehrreich, und Malaria, Darmparasiten und genetische Deformationen lehren mich das Fürchten. Mein Begriff des Guten ist nicht so umfassend wie der des Natürlichen, aber er überschneidet sich mit ihm

in hohem Maße, und ich finde, dass meine Auffassungen den Bereich, in dem sie sich überschneiden, immer mehr wachsen lassen. Ich fühle mich positiv angeregt, wenn ich mit den Tücken der Natur ringe. Sie wecken in mir schöpferische Unzufriedenheit, und oftmals, wenn ich sie geschlagen habe, schaue ich zurück und denke, dass die Natur als Gegner gar nicht so übel war. Ich bemerke, dass mein fortgeschrittenes Leben von der Fähigkeit der Natur abhängt, zu töten und zu vernichten, Ressourcen wiederzuverwerten und in einer Nahrungspyramide zu nutzen. Die Natur ist nicht in erster Linie Überbringer von Krankheit und Tod, sondern Überbringer des Lebens, und damit stoßen wir erneut auf die lateinische Wurzel des Wortes *natus*. Wenn die Natur tötet, dann nimmt sie das Leben, das sie selbst gegeben hat, was kein Mörder kann. Und sie nimmt dieses Leben erneut in sich auf durch Reproduktion und Wiedersammenführen von organischen Ressourcen und genetischem Material, um daraus neues Leben zu erzeugen.

Das Leben der Umwelt, einschließlich des menschlichen Lebens, ist aus dem Kampf entstanden, und es ist für mich in zunehmendem Maße undenkbar, dass es anders sein könnte oder sollte. Wenn die Natur gut ist, so muss sie beides sein, eine unterstützende und eine Widerstand leistende Wirklichkeit. Wir können nicht erfolgreich sein, wenn sie uns nicht besiegen kann. Meine Antwort auf G. L. Dickinsons Wehklage über das Treten und Stoßen in der Natur ist, dass ich es – obwohl ich es sicherlich nicht nachahme, jedenfalls nicht in der menschlichen Ethik – dennoch nicht beseitigen würde, selbst wenn ich es könnte, zumindest so lange nicht, bis ich gesehen hätte, wie das Leben besser angeregt werden und ein edlerer menschlicher Charakter ohne sie entstehen kann. Die Natur ist ein riesiger Schauplatz von Geburt und Tod, Frühling und Herbst, Beständigkeit und Wechsel, von Knospen, Blühen, Fruchtttragen und Vertrocknen, von prozesshafter Entfaltung, von Schmerz und Lust, von Erfolg und Misserfolg, von Hässlichkeit, die zu

Schönheit wird und Schönheit, die zu Hässlichkeit wird. Die Betrachtung der Natur verschafft uns eine Vorstellung davon, wie die vergängliche Schönheit des Lebens dem Chaos standhält. In all dem ist gewissermaßen Musik, und nicht die schlechteste, auch wenn sie in Moll geschrieben ist. Sogar die religiösen Regungen in uns, mögen sie uns auch ein Jenseits versprechen, werden uns raten, mit der Welt, so wie sie uns gegeben ist, fürs erste zufrieden zu sein. Obwohl wir unser Leben im Kampf verbringen müssen, sind wir doch in der Lage, die gute Erde wertzuschätzen und das Universum, in dem wir uns befinden, zu akzeptieren. Es ist kein Zufall, dass sich die ökologische Perspektive an vielen Punkten einer religiösen Dimension annähert. Denn sie verhilft uns dazu, Schönheit, Integrität und Stabilität der Natur zu sehen, die sich in und hinter ihrer anscheinenden Indifferenz, Wildheit und Schlechtigkeit verbirgt.

Dickinsons Porträt ist eine Beschreibung lediglich der Hälfte der Natur, ihrer natürlichen Widerstandskraft, und selbst dann ist es ein rätselhaftes und verzerrtes Bild: das menschliche Leben als Martyrium, preisgegeben einer feindlichen Welt. Was er damit nicht erfassen, ja nicht einmal sehen kann, ist die natürliche Leitfähigkeit, und somit hat er die Hälfte für das Ganze genommen. Das Bild, das ich zeichnen möchte, enthält beide Elemente, und es soll nicht nur eine wirre Mischung aus Gutem und Bösem sein, in der jedes mit dem anderen inkommensurabel ist. Eine Welt, die aus einer absurden Mischung von Freundschaft und Feindschaft besteht, ist wenig besser als eine Welt ständiger Feindschaft. Keine von beiden könnte uns zu irgend etwas erziehen. Gefragt ist eine Natur, in der das Böse dem Guten Tribut zollt oder – in meiner philosophisch-ökologischen Sprechweise – wo der natürliche Widerstand in der natürlichen Leitfähigkeit aufgehoben ist und dadurch verständlich wird. Nicht der Tod, sondern das Leben, einschließlich des zu dieser irdischen Umwelt passenden menschlichen Lebens, ist das größte Geheimnis, das aus der Natur entstan-

den ist. Einige Milliarden Jahre lang waren die Fortentwicklung und die Beständigkeit dieses Lebens, das im menschlichen Leben gipfelt, die wichtigsten Merkmale der Ökonomie, in die das Element des Kampfes als ein Unterthema eingeordnet werden muss. Unser Verhalten sollte sich moralisch dieser natürlichen Leitfähigkeit anpassen. Das Leben folgt der Natur, weil die Natur dem Leben folgt.

Im Prinzip, wenn auch mit Einschränkungen, bejahe ich das Ökosystem, so wie es ist. Ich stelle keine langfristigen Behauptungen über ein unveränderliches absolutes Gesetz der Evolution auf, ich mache keine Aussagen darüber, wer das Schiff steuert, oder über die Gesamtbilanz der kosmischen Natur. Schönheit, Stabilität und Integrität sind Züge des evolutionären Ökoystems, das wir zufälligerweise haben. Es gibt einen natürlichen, irdischen Hang zum Leben, auch wenn wir ihn nicht als universales Gesetz kennen können. Wir sollten diese Natur erhalten und schätzen, und sei es nur, weil es die einzige Natur ist, die wir in ihrer Komplexität und ihren Einzelheiten kennen. Wenn und falls wir uns in einer anderen Natur wiederfinden, einer Natur, in der wir Erdenmenschen noch bei Verstand sein können, besteht immer noch Gelegenheit, unsere Ethik zu revidieren. Bis dahin können wir jedoch zumindest gelegentlich Orientierung bei der Natur suchen, ungefähr so, wie man Orientierung in der Bibel suchen würde oder bei Sokrates oder Shakespeare, auch wenn die Natur natürlich nicht »schreibt« oder »spricht«. Keiner von uns lebt in der höchstmöglichen Fülle, wenn er nicht die natürliche Ordnung studiert, und vor allem: Keiner von uns ist weise, wenn er sich nicht letztendlich mit ihr aussöhnt.

Wenn sich Mill mit der Aussicht auf eine nicht enden wollende Ausweitung der städtischen und ländlichen Umwelt konfrontiert, ändert sich seine Einstellung gegenüber der Natur, und erstaunlicherweise finden wir ihn unter den Verteidigern der Natur: Stellen wir uns vor, und Gott möge es verhindern, so schreibt er, »dass wir durch unsere Indu-

strie zu einer künftigen Welt kommen, in der für die freie Tätigkeit der Natur nichts übrig bliebe, dass jeder Streifen Landes, welcher fähig ist, Nahrungsmittel für menschliche Wesen hervorzubringen, auch in Kultur genommen sei, dass jedes blumige Feld und jeder natürliche Wiesengrund beackert werde, dass alle Tiere, die sich nicht zum Nutzen des Menschen zähmen lassen, als seine Rivalen in Bezug auf Nahrung vertilgt, jede Baumhecke oder jeder überflüssige Baum ausgerottet würde und dass kaum ein Platz übrig sei, wo ein wilder Strauch oder eine Blume wachsen könnte, ohne sofort im Namen der vollkommetenen Landwirtschaft als Unkraut ausgerissen zu werden.« Solch eine Welt ohne »natürliche Schönheit und Erhabenheit«, behauptet Mill, »ist nicht gut für den Menschen«. Die wilde Natur »ist die Wiege von Gedanken und Eingebungen, die nicht nur dem Einzelnen zu Gute kommen, sondern deren auch die Gesellschaft nicht wohl entraten könnte.«¹⁶ So müssen wir am Ende sogar diesen gefeierten Gegner des moralischen Prinzips, »der Natur zu folgen«, in die Reihen derer aufnehmen, die der Natur in unserem axiologischen Sinn zu folgen bereit sind.

Das Schlusswort zum erzieherischen Sinn des Prinzips, der Natur zu folgen, überlassen wir besser einem Dichter als einem Ökologen oder Ethiker. »Ich kam aus der Wildnis«, erinnert sich Carl Sandburg, wenn er uns einlädt, über die Wildnis nachzudenken – wie sie versucht, sich an uns festzuhalten und wie, in unserem erzieherischen Sinn, wir uns nicht von ihr trennen lassen sollten:

In mir ist der Adler und die Spottdrossel . . . der Adler fliegt durch die Rocky Mountains meiner Träume und stößt hinunter in die Sierrafelsen meiner Wünsche . . . und die Spottdrossel trällert in der Frühe, noch ehe der Tau getrocknet ist, trällert im Unterholz meiner Chattanooga der Hoffnung, strömt über die blauen Ozarkberge meiner Sehnsucht – all das, was die Wildnis mir gab.¹⁷

Anmerkungen

- 1 Barry Commoner, *Wachstumswahn und Umweltkrise*, München 1973, S. 45.
- 2 Radcliff Squires, *The Loyalties of Robinson Jeffers*, Ann Arbor 1956, S. 134.
- 3 Frederick E. Smith, »Scientific Problems and Progress in Solving the Environmental Crisis«, Ansprache auf einer Konferenz über »Environment, the Quest for Quality«, Washington (D. C.), 19. 2. 1970, S. 3, 5.
- 4 William James, »The Moral Equivalent of War«, in: W. J., *Memoires and Studies*, New York 1911, S. 267–296; ders., »Is life worth living?«, in: W. J., *The Will to Believe*, New York 1896, S. 43–44.
- 5 John Stuart Mill, »Natur«, in: J. S. M., *Drei Essays über Religion*, Stuttgart 1984, S. 59.
- 6 Ralph Waldo Emerson, *Journals*, Bd. 3, Cambridge (Mass.) 1910, S. 208.
- 7 Aristoteles, *Nikomachische Ethik* 1109b 23.
- 8 Wir verweisen hier auf einen verbreiteten Gebrauch des Begriffes »Natur«, ohne ihn im Folgenden zu verwenden. Der Begriff wird manchmal in der Bedeutung von »nicht affektiert, spontan« verwendet und auf Verhalten angewandt, das weder einstudiert noch bemüht ist. Ein solches Verhalten ist nicht überlegt, nicht das Ergebnis einer intentionalen Bemühung und daher so natürlich wie der Lauf der nicht intentional agierenden Natur. Man bemerke, dass sich die Bedeutungen des »Folgens« verschieben, obwohl sie sich alle von der ursprünglichen Bedeutung »in den Fußstapfen von [...] folgen« herleiten. Die Bedeutung von »folgen«, in der es bedeutet, etwas anderes in einer chronologischen oder kausalen Reihe zu ersetzen oder ihm nachzufolgen, bleibt hier außer Betracht.
- 9 Vgl. Holmes Rolston, »Is There an Ecological Ethic?«, in: *Ethics* 85 (1975) S. 93–109; wiederabgedruckt in: H. R., *Philosophy Gone Wild. Essays in Environmental Ethics*, Buffalo (N. Y.) 1986, S. 12–29.
- 10 Mill (s. Anm. 5), S. 30 ff.
- 11 Goldworthy Lowes Dickinson, *The Meaning of Good*, New York 1907, S. 46.
- 12 Aristoteles, *Politik* 1253a 2.
- 13 Lucius Garvin, *A Modern Introduction to Ethics*, Cambridge (Mass.) 1953, S. 378.
- 14 Mill (s. Anm. 5), S. 24.
- 15 George Edward Moore, *Principia Ethica*, Cambridge 1903, S. 36–58, 188, 193, 195–198, 200, 206. (Dt. *Principia Ethica*, Stuttgart 1970.)
- 16 John Stuart Mill, »Grundsätze der politischen Ökonomie«, in: J. S. M., *Gesammelte Werke*, Bd. 7, Leipzig 1869, S. 62. Mill notiert auch, dass die Lektüre von William Wordsworths Gedichten die Liebe zur Natur in ihm wiedererweckte, nachdem ihn sein Hang zur reinen Analyse in eine psychische Krise getrieben hatte. Vgl. John Stuart Mill, *Autobiography*, Boston 1969, S. 88 bis 90.
- 17 Carl Sandburg, »Wilderness«, in: C. S., *Complete Poems*, New York 1970, S. 100. [Auslassungen im Original.]